

Kleinere Mitteilungen.

Afrika.

Die englisch-portugiesische Grenze am Zambesi.

Kürzlich wurde ein englischer Parlamentsbeschluß veröffentlicht, wonach die seit einer langen Reihe von Jahren schwebenden und immer nur provisorisch geregelten Grenzstreitigkeiten in Südostafrika ihren formellen Abschluß Ende vorigen Jahres erhielten. Es handelt sich um jenen Teil portugiesischen Gebietes, der zu beiden Seiten des Zambesi sich landeinwärts bis zum Loangwa erstreckt, von wo aus nach älteren Karten die Grenze sich in gerader Linie ostnordöstlich in der Richtung zum Nyassa erstreckte, ohne diesen indessen direkt zu erreichen. Schon im Juni 1881 kam eine Vereinbarung zustande, auf Grund welcher eine gemischte Kommission sich mit der Klärung der Frage beschäftigte, deren Protokolle indessen erst im November 1904 und Oktober 1905 unterzeichnet wurden. Im folgenden Jahre wurde dann provisorisch von beiden beteiligten Regierungen das Abkommen genehmigt, aber die eigentliche Ratifikation ließ noch einige Zeit auf sich warten, sie erfolgte erst im Herbst vergangenen Jahres. Nunmehr erfolgte die ausführliche Beschreibung der Grenze, und zwar auf beiden Seiten des Flusses, illustriert durch eine von der geographischen Sektion des britischen Generalstabes ausgearbeitete Karte. Das ganze Gelände liegt westlich vom 33. Grad östlicher Länge und die jetzt festgelegte Grenze beginnt nördlich von der Stelle, wo der 14. Grad südlicher Breite die Zambesi—Nyassawasserscheide schneidet. Von hier aus verläuft sie gerade bis dahin, wo der 15. Breitengrad den Loangwa erreicht; die Grenze selbst ist auf vielen kleinen Hügeln kenntlich gemacht. Dann folgt sie dem Laufe des Loangwa bis zu seiner Einmündung in den Zambesi, von da an südwärts bis über den 16. Parallelkreis hinaus, um ihn bald wieder zu erreichen, von wo aus er die Grenze bis zum linken Karemweufer bildet. Dieser Fluß und einige andere, besonders der Mkumvura, bilden eine natürliche Grenze bis zum 32. Grad östlicher Länge, von wo aus sie wieder über isolierte Berge bis zum Mazoeßfluß läuft, der dann die Grenze bis zum 33. Grad bildet, womit die Tätigkeit der Kommission ihren Abschluß findet. (Geogr. Journal.)

—n—

Neue Eisenbahnen in Gabun.

Seit Jahrzehnten war die französische Kolonie Äquatorialafrika das Stiefkind Frankreichs, bis durch die Gebietsabtretungen an

Deutschland plötzlich ein Umschwung in der Meinung eintrat, den der jetzige Generalgouverneur Merlin in geschickter Weise ausnützt, um unter anderem die Mittel zum Baue zweier Eisenbahnlinien zu erlangen, die zusammen mit einem neuen Hafen die Summe von 105 Mill. Franken dem — wie in solchen Fällen meistens zu niedrigen — Voranschlage zufolge verschlingen sollen.

Heute besitzt Frankreich keinen anderen Zugang zum Kongo als den über die in belgischem Besitze befindliche Kongo-Eisenbahn von Matadi nach Kinshassa und, wenn man so will, den Landweg von dem nördlich der Mündung gelegenen Loango; allein da ist man auf Träger angewiesen, was den Transport bis zu dem in der Luftlinie rund 400 km entfernten Stanley-Pool sehr verteuert, der den Ausgangspunkt für die Kongoschiffahrt darstellt. Nun ist der Schiffsverkehr auf dem Kongo sehr bedeutend gewachsen, und die mit enormen Kosten gebaute schmalspurige Kongobahn hat so hohe Tarife, daß nur ganz hochwertige Produkte wie Elfenbein und Kautschuk den Transport vertragen. Bei der Überlastung dieser Bahn kommt es nicht selten vor, daß Güter zwei bis drei Monate lang in den Lagerhäusern der belgischen Eisenbahngesellschaft aufgestapelt bleiben, bevor sie mit dem besten Willen transportiert werden können. So ist es sehr begreiflich, daß die französische Kongokolonie die dreieinhalb Millionen Franken, die sie jährlich an Transportkosten an die belgische Gesellschaft entrichtet, einer eigenen Linie zuzuwenden gedenkt. Als Beispiel für die riesigen Transportkosten mag erwähnt sein, daß eine Tonne von Bordeaux nach Fort Lamy, dem Hauptstützpunkt der Franzosen in den Tschadseeländern, über 1300 Franken kostet; dabei dauert der Transport nach dem Unterlaufe des in den Tschadsee mündenden Schari kontraktgemäß acht bis neun Monate, infolge der regelmäßig sich einstellenden, unvorhergesehenen Hindernisse aber gewöhnlich ein Jahr! Von der genannten Summe entfällt allein auf die Strecke Matadi—Brazzaville, das sind etwa 400 km, der Betrag von 245 Franken bei dreißigtägiger Transportdauer. Nach französischen Anschauungen wird ein Aufblühen dieser Kolonie erst zu erwarten sein, wenn die belgische Gesellschaft durch den Bau einer zweiten Bahn zu einem Tarifikampf gezwungen wird; heute bilden Transitgebühren und unzuverlässige Beförderung ein schweres Hemmnis.

Als Ausgangspunkt der neuen Bahnlinie ist nicht etwa Loango gedacht, sondern das einige dreißig Kilometer südlich davon gelegene Pointenoire; sie wurde von dem 1910 als Führer der hydrographischen Kommission ausgesandten Schiffsleutnant Audouin als der für eine Hafenanlage geeignetste Punkt an der etwa 350 km langen Küste zwischen Kap Lopez und der Küste von Kabinda bezeichnet; durch Molobauten könnte ein Hafen ersten Ranges geschaffen werden; vorläufig sind 6 Mill. Franken dafür ausgeworfen.

Das andere Projekt befaßt sich mit der Herstellung einer Verbindung der Nordbezirke Gabuns mit dem Ozean. Die Ströme an der Westküste Gabuns sind für die Schifffahrt nicht viel wert, denn bereits in verhältnismäßig großer Nähe der Küste beginnen Stromschnellen

und Katarakte; so ist der Hauptstrom, der Ogowe, nur bis zu dem 150 km von der Mündung gelegenen N'Djélé das ganze Jahr über schiffbar. Infolge dieser ungünstigen Verhältnisse gestalten sich die Transportkosten noch höher als im Kongogebiete; bis zu dem gegen 300 km oberhalb N'Djélé gelegenen Franceville stellt sich der Transport einer Tonne von Bordeaux auf 1960 Franken! Allein noch ungünstiger sind die Verbindungen nach Norden, und daher soll von N'Djélé aus eine Bahn nach Kandjama am Ivindo gebaut werden, von wo aus wenigstens während der Regenzeit mit Sicherheit auf einen Weitertransport zu Wasser gerechnet werden kann.

Beide Bahnen wären von erheblicher wirtschaftlicher, vielleicht aber von noch größerer politischer Bedeutung, auf die hier grundsätzlich nicht eingegangen werden kann; es genügt der Hinweis auf das zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich am 4. November 1911 abgeschlossene Kongoabkommen, das der Verwirklichung beider Pläne um so günstiger ist, als beide Kontrahenten dabei gewinnen würden.

—W—

Amerika.

Die Sonorawüste in Mexiko.

Der norwegische Forschungsreisende und Anthropologe Dr. Karl Lumholtz, der vor etwas über zwanzig Jahren mit einem bemerkenswerten Reisewerk über Queensland hervorgetreten ist und sich seit einigen Jahren der Erforschung von Mexiko widmet, veröffentlicht zusammen mit I. N. Dracopoli im „Geographical Journal“ Mitteilungen über einen der am wenigsten bekannten Teile Mexikos, über das im äußersten Nordwesten gelegene Sonora; in dankenswerter Weise werden diese Beobachtungen durch Karten und Landschaftsbilder illustriert.

In den Jahren 1909 und 1910 war Lumholtz beauftragt worden, das Gebiet östlich vom Rio Colorado, eine trockene und wenig bekannte Gegend, hinsichtlich gewisser wirtschaftlicher Möglichkeiten zu untersuchen, vor allem den Distrikt von Altar in Sonora, also in Mexiko, sowie den südwestlichen Teil des in neuerer Zeit zum Staate erhobenen Arizona. Das Gebiet führt auf den älteren Karten den Namen Papagueria nach dem Indianerstamm der Papagos. Der äußerste Westen dieses Gebietes, die sandigen Striche zwischen der Sierra del Pinacate und dem Rio Colorado waren bisher überhaupt unerforscht, und auch die Reisen der Jesuiten im 17. Jahrhunderte führten nie weit über die heutige mexikanische Grenze. Wenn auch der größte Teil des in Betracht kommenden Gebietes sich nur für Pferde- und Viehzucht eignet, so sind doch im Nordosten wie im Südosten der genannten Sierra ausgedehnte Ebenen, die gerade so wie die zahlreichen flachen Täler einer intensiveren Bewirtschaftung fähig sind; so die zwischen der Gila-Kette und dem einige hundert Kilometer weiter östlich gelegenen Silver Bell. Allerdings bereitet die Wasserfrage noch einige Schwierigkeiten; aus geologischen Verhältnissen schließt Lumholtz, daß sich im Westen

dieses Striches eine starke wasserführende Schicht hinzieht. Vielfach wird man aber die Brunnen bis auf mehrere hundert Fuß abteufen müssen. An Mineralschätzen wird vielfach Gold gefunden und tatsächlich waren viele Minen im Betriebe.

Die oben genannten Papagoindianer sind das große Wüstenvolk Amerikas und haben bis heute ihre Rasseneigentümlichkeiten und alten Gebräuche bewahrt; alte Reste weisen darauf hin, daß das Land einmal von einem anderen Stamme besiedelt war, der auf einer höheren Kulturstufe stand. Im Distrikte von Altar finden sich die sogenannten Trincheras, d. h. Verschanzungen, eigentümliche Terrassenanlagen an einem Hügel, der sich etwa 400 Fuß über die Ebene erhebt; die Anzahl der Terrassen beträgt zwanzig, einige davon erreichen eine Länge von 2000 Fuß; wahrscheinlich dienten sie nicht ausschließlich militärischen Zwecken, sondern denen des Kultus.

Papagueria steigt vom Golfe von Kalifornien sehr langsam und für den flüchtigen Beobachter unmerklich an; erst im südlichen Arizona werden 3000 Fuß Meereshöhe erreicht und das auf eine Entfernung von etwa 200 englischen Meilen, der Nordabfall nach dem Gilafluß ist auch sehr sanft. Auffallend ist die Existenz einer großen Anzahl kleiner Bergketten, die alle von Südost nach Nordwest verlaufen und eine Länge von nur 7 bis 30 englischen Meilen haben; ihre durchschnittliche Höhe beträgt 3000—4000 Fuß, im Süden sind einige nur 1000 Fuß hoch, während im Norden 9000 Fuß erreicht werden. Die Berge bestehen aus Granit und jungen vulkanischen Gesteinen; sehr stark war die Erosion tätig und auf kurze Entfernung machen sie den Eindruck völliger Vegetationslosigkeit.

Parallel der Küste verlaufen von Port Lobos in nördlicher Richtung die sogenannten Médanos, Sanddünen, die einen vielfach verzweigten Gürtel bilden, dessen Breite zwischen 8 und 15 englischen Meilen schwankt. Der Charakter dieses Gebietes ist besser als sein Ruf bei den Mexikanern: Trockenheit und schreckliche Hitze werden im Sommer durch die Klapperschlangen nicht eben erträglicher gemacht, und im Winter ist es verhältnismäßig kalt, neblig, oft stürmisch. Lumholtz findet indessen eigenartige landschaftliche Reize in diesen leicht rosa angehauchten Sanddünen, die sich in ungleichen Wellen lang hinziehen. Die Messung eines solchen Sandhaufens ergab immerhin eine Höhe von 185 Fuß bei einer Länge von 2800 Fuß. Wie so viele Wüstenstriche, so hat auch dieses Gebiet einst bessere Tage gesehen, und die Zeit eines wesentlich größeren Regenreichtums scheint gar nicht sehr weit zurückzuliegen. Vor allem läßt auf früher größere Feuchtigkeit die Ansammlung von Detritus schließen, die sich bei dem am Ursprunge des gleichnamigen Flusses gelegenen Sonoyta findet. Doch fand Lumholtz in einer Tiefe von 18 Fuß Steinartefakte, die sich von denen gar nicht unterscheiden, die bei den heutigen Indianern zu sehen sind. Auffallend sind die polierten Andesitfelsen in Pinacate, ferner das Vorherrschen trockener breiter Flußbette mit Kies und Sand, außerdem sind noch Sagen erhalten, die von größerer Feuchtigkeit berichten. Wenn schon das Gebiet heute sehr trocken

ist, so weist es doch stellenweise eine große Fruchtbarkeit auf, und nach Ansicht des Verfassers wird ein großer Teil des Gebietes einst mit Obstgärten und Getreidefeldern sich bedecken.

Was im Gebiete als Rio bezeichnet wird, führt selten mehr als einige Stunden lang nach einem Regengüsse Wasser; der Rio de Sonoyta allerdings hat auf eine Strecke von 7 englischen Meilen stets Wasser, streckenweise auch der Rio Santa Cruz in Arizona. Der Rio de Altar wie auch der Rio de Sonoyta erreichen die See nur nach starken Regenfällen. Wasser muß also anderweitig beschafft werden. Das geschieht in den Gebirgen in den sogenannten „tinajas“, natürlichen Tanks, die aber keineswegs überall zu finden sind. Manche trocknen im Laufe einiger Monate aus, andere halten das Wasser ein oder zwei Jahre und fassen einige tausend Gallonen. In den Küstentrüben ist man indessen auf das Graben angewiesen, und Lumholtz bekam durch drei Wochen nur mehr oder minder brackisches Wasser zu trinken. Süßwasser verrät sich durch den auch in unseren Sümpfen verbreiteten Rohrkolben (*Typha latifolia*). Am flachen Rande einer sich auf 2 Meilen erstreckenden Salzablagerung, die er als Salina Grande bezeichnet, fanden sich 16 Süßwasserquellen, die den Eindruck seichter Krater machten, fast kreisförmig waren und im Durchmesser zwischen 20 und 200 Fuß schwankten.

Der jährliche Regenfall ist sehr gering: in Fort Yuma am Rio Colorado erreicht er nicht ganz drei Zoll. Im Juni erhitzt sich der Boden so, daß Lumholtz nur dicksohlige Stiefel tragen konnte. Die Lufttemperatur steigt bisweilen auf mehr als 50° C, da aber die Nächte stets kühl sind, so ist das Klima doch recht erträglich. Verfasser bezeichnet es sogar als gesund und kräftigend. Die Vegetation dieser Gebiete ist sehr an die klimatischen Verhältnisse angepaßt, und während des Jahres, welches Lumholtz dort zubrachte, sah er niemals, daß irgendwelche Pflanze unter der Trockenheit gelitten hätte. Überraschend ist im Frühling der große Blumenreichtum der Sanddünen. Für unsere landwirtschaftlichen Anschauungen befremdend ist die Angabe, daß in einem Teile des Distriktes von Altar das Vieh wenigstens durch drei Monate im Jahre sein Wasserbedürfnis lediglich dadurch stillt, daß es die *Opuntia mamillata* frißt, einen sehr saftigen Kaktus. Übrigens ist es bekannt, daß Haustiere aus sehr trockenen Gegenden viel weniger Wasser brauchen als andere, und bezüglich kleiner Nager weiß man, daß sie zwei und selbst drei Jahre ohne tropfbar flüssiges Wasser sich von harten Samen nähren können. Wenn auf die spärlichen Regengüsse des Winters hin die Medanos grün werden, dann treibt man Vieh und Pferde dorthin, wo sie von Februar bis Ende Mai ohne Wasser leben, und die Reitpferde der Expedition bekamen jeden zweiten Tag kein Wasser und befanden sich dabei sehr wohl. Im März passierte es sogar, daß sie dreimal durch 47 Stunden kein Wasser erhielten, wobei sie allerdings litten, was aber mehr auf die schlechte Beschaffenheit des Wassers zurückzuführen sein mag.

Die Papagoindianer stehen den Pimaindianern nahe, deren Sprache sie annähernd reden; ihre Zahl wird auf 4500 geschätzt, von

denen an 700 in Mexiko leben. Halbnomaden, betreiben sie im Sommer in den Niederungen Ackerbau und treiben im Winter ihr Vieh in die Gebirge, wo reichliches Futter und mehr Wasser zur Verfügung steht. Im Sommer werden Mais, Bohnen und Wassermelonen gezogen, im Winter unter anderem auch Bohnen und Linsen; für den Weizen, jetzt die wichtigste Brotfrucht, genügt ein ordentlicher Regenguß im November, nach der Aussaat, dann kann er im Mai geerntet werden.

Die Papagoindianer stellten sich frühzeitig auf die Seite der Missionäre, und zwar wegen ihrer alten Feindschaft gegen die Apachen, und später waren sie den Amerikanern sehr von Nutzen. Auch halfen sie den mexikanischen Truppen im Kampfe gegen die einst mächtigen Yaquiindianer. Die alten Sitten gehen im amerikanischen Teile rascher verloren und die einst geschätzte Korbflechterei verschwindet ebenso wie die Tätowierung. In Berührung mit den Weißen sind sie nur wenig und erst spät gekommen. Damit hängt wohl ihre gute Gesundheit zusammen, und Leute von 100 Jahren und mehr sind keine Seltenheit. Sympathisch berührt ihre Charakterschilderung; schon Kinder streiten sich selten, die Leute sind dem Weißen gegenüber freundlich gesinnt, dabei fleißig, und die Frauen treu und pflichteifrig. Unschön ist die Sprache, die von Gutturallauten und halb ausgesprochenen Silben wimmelt.

In physischer Beziehung bekam dem Volke die Kultur schlecht; durch die Kleidung wurden sie verweichlicht, außerdem bauen sie sich Häuser, deren Lüftung alles zu wünschen übrig läßt, und so räumt die Tuberkulose schrecklich unter ihnen auf: von zehn Todesfällen kommen neun auf Schwindsucht. Vielweiberei ist heute sehr selten, das Weib ist im allgemeinen dem Manne gleichgestellt, im Hause sogar die Herrin, dafür trägt der Mann keine Lasten. Ehebrecher wurden früher mit dem Tode gestraft und heute noch wird ihr Viehstand getötet.

Die religiösen Gebräuche sind nicht in der Weise ausgebildet wie bei manchen anderen Indianerstämmen, doch gibt es Tanzfeste, die dahin zu rechnen sind und deren wichtigstes zur Zeit der Sahuarorernte gefeiert wird. Das ist wirtschaftlich das wichtigste Ereignis im Jahr, denn der Sahuaro, der riesige, bis zu 60 Fuß hohe säulenförmige oder schwach verzweigte *Cereus giganteus*, ein Kaktus, liefert in Gestalt der fleischigen Frucht ein wertvolles Nahrungsmittel, der größte Teil der Ernte wird aber zu Sirupkonsistenz eingesotten und liefert das Hauptmaterial für etwas nach Ansicht der Indianer sehr Wichtiges, für ein berauschendes Getränk. Zur Zeit der Ernte verlassen die Indianer ihre Wohnungen und kampieren im Sahuarogebiet; sogar der Jahresanfang wird durch die Ernte bezeichnet. Alle vier Jahre — vier ist die heilige Zahl — wird das Fest besonders feierlich begangen, so 1908 in Santa Rosa in Südarizona, wobei Maskeraden eine große Rolle spielen.

Bis vor vierzig oder fünfzig Jahren war der äußerste Westen des Landes von einer Anzahl Papagos bewohnt, die bei den Mexikanern als „arenenos“ bekannt waren und in der dürrsten Gegend des Ge-

bietes lebten. Unglaublich ist ihre physische Leistungsfähigkeit gewesen. Bei heißem Wetter verfolgten sie eine Kaninchenart im heißen Sande so lange, bis die Tiere erschöpft waren. Bergschafe, die mit Bogen und Pfeil erlegt wurden, und Fische waren ihre Nahrung, als durststillendes Gemüse diente *Ammobroma Sonorae*, ein fleischiger Wurzelparasit, der im Sande vorkommt. Die heutigen Papagoindianer erliegen, wie gesagt, leicht der Tuberkulose, werden im übrigen durch das Schnapsverbot sehr geschützt und nehmen die Kultur rasch und willig an.

—W—

Polarregionen.

Kapitän Evans Bericht über den Verlauf der Britischen antarktischen Expedition.

In der Royal Albert Hall (London), der größten Halle der Welt, versammelte sich am 21. Mai 1913 eine glänzende Versammlung, die Gäste der Royal Geographical Society, um dem offiziellen Berichte über die British Antarctic-Expedition, vorgebracht vom Kapitän Evans, zu lauschen, die mit so viel Unglück und mit so viel Ehre verknüpft ist.

Earl Curzon of Kedleston, Präsident der Royal Geographical Society (ehemaliger Vizekönig Indiens), eröffnete die Sitzung mit einer interessanten Rede, die er mit folgenden Worten schloß:

„Ich ersuche Sie, zur Überzeugung zu kommen, daß nicht nur die Männer, deren Leichname in dem eisigen Grabe der ‚Großen Barrière‘ liegen, Helden sind, sondern auch jene Männer, die heute hier in unserer Mitte weilen. Bin ich doch vollkommen überzeugt, daß Sie sich hier nicht aus bloßer Neugierde versammelt haben, um eine Geschichte von furchtbaren Abenteuern zu hören! Nein! In erster Linie wünschen wir unsere Bewunderung für so tapfere, furchtlose Männer, die Helden waren, auszudrücken, und vereint mit unseren Glückwünschen geht unsere Botschaft tiefsten Mitleids mit denjenigen, die die toten Helden beweinen.“

Kommandant Evans, der nicht älter als ein etwa 20jähriger Jüngling aussieht (er ist etwa 33 Jahre), auf dessen Zügen jedoch große Entschlossenheit ausgedrückt ist, erhebt sich unter brausendem Applaus von seinem Sitz und hält in klarer, deutlicher Stimme den Vortrag, von dem hier nun die wichtigsten Punkte angeführt seien:

Am 1. Juni 1910 verließ die „Terra Nova“ London und Neuseeland am 29. November. Außer dem Leiter, Kapitän Scott, befanden sich weitere 59 Mann an Bord. Das erste aufregende Abenteuer erlebten sie am 2. Dezember, als das Schiff von einem furchtbaren Sturm heimgesucht wurde. Welle auf Welle stürmte über das Deck und die Feuer in den Kesseln mußte man ausgehen lassen, da der Maschinenraum metertief unter Wasser war. Erst nach Verlauf von 24 Stunden legte sich der Sturm und die Reise nach dem Süden

konnte fortgesetzt werden. Zwei Ponies und ein Hund fielen den Wellen zum Opfer. Dann beschrieb der Redner die Errichtung von Winterquartieren beim Kap Evans und der Depots der verschiedenen Abteilungen, was im Jahre 1911 geschah. Fast eine Tonne Lebensmittel wurde zu einem Punkt, 144 Meilen von der Basis entfernt, gebracht. Dieser Platz wurde das „One Ton Depot“ getauft. Die Partie für die Rückkehr teilte sich in drei Abteilungen. Während der ersten Mittwinterreise, die Wilson, Bowers und Cherry-Garrard zum Kap Crozier unternahmen, war die Temperatur selten über -60° und fiel tatsächlich bis -77° unter Null (F.). Die Tagesrationen bestanden aus 16 Unzen Biskuit, 12 Unzen Pemmican, 3 Unzen Zucker, 2 Unzen Butter, 0'7 Unzen Tee, 0'6 Unzen Kakao; keiner hätte bei der herrschenden Temperatur mehr essen können. Am 24. Oktober ging der Vortrab der Südpattie, 4 Mann und 2 Motorschlitten, ab. Sie führten mit sich drei Tonnen Lebensmittel, Futter für die Ponies und Petroleum. Diese Sachen wurden auf sechs gewöhnliche Schlitten verladen. Kapitän Scott traf mit dem Vortrab beim vereinbarten Platze zusammen und brachte 11 Mann, 10 Ponies und zwei Hundegespanne mit. Alle 65 Meilen wurden Depots errichtet und jedes enthielt für jeden zurückkehrenden Mann Lebensmittel für eine Woche. Alle und alles war voll Leben, Gesundheit und Hoffnung. Traurige Tage jedoch brachen an und ein Pony nach dem andern mußte getötet werden. Hunger erstickte im Keime sentimentale Gedanken und bald erquickte man sich an frischem Pferdefleisch. Die letzte Hilfstruppe, drei Mann stark, marschierte mit der „Polartruppe“ bis zum 4. Januar und verabschiedete sich dann, um den 800 Meilen langen Rückweg anzutreten. Noch oft sahen sie zurück, bis schließlich Kapitän Scott und seine vier braven Begleiter nicht mehr zu sehen waren. Die Polpartie legte in 14 Tagen 145 geographische Meilen zurück. Am 17. Januar 1912 erreichten Scott, Wilson, Oates, Bowers und der Matrose Evans den Südpol. Am 19. Januar traten sie den Rückmarsch an — eine Strecke von 900 Meilen. Evans wurde krank, sein Zustand verschlimmerte sich zusehends durch eine Gehirnerschütterung, die er sich durch einen Fall zuzog, und er starb am 17. Februar am Fuße des Beardmoregletschers. Die Lebensmittel gingen schnell zur Neige, schlechtes Wetter stellte sich ein und die tapferen vier Mann marschierten unter größten Entbehrungen weiter, in der Hoffnung, ihre Winterquartiere zu erreichen. Die zurückgelegten Strecken wurden täglich kürzer, bis schließlich nur drei Meilen täglich zurückgelegt werden konnten. Je weiter sie vordrangen, desto kälter wurde es, und in einer Nacht fiel das Thermometer bis auf $-46'2^{\circ}$. Am 17. März — seinem Geburtstage — ging Oates in seinen freiwilligen Tod, von der edlen Absicht beseelt, seine drei Kameraden zu retten, die tapfer den Weg fortsetzten. Am 21. März, nachdem sie in vier Tagen nur etwa 20 Meilen zurückgelegt hatten, wurden sie gezwungen — nur 11 Meilen vom „One Ton Depot“ entfernt — ihr Lager aufzuschlagen — ihre letzte Ruhestätte. Ein fürchterlicher Blizzard verhinderte sie, ihr Lager

zu verlassen, und am 25. März schrieb Kapitän Scott seine Botschaft für die Öffentlichkeit.

Bei dieser Versammlung war auch die k. k. Geographische Gesellschaft durch ihr a. o. Mitglied Professor Friedrich G. Otto in Dungannon vertreten, dem wir diesen Bericht verdanken. Professor Otto drückte der Royal Geographical Society in einer längeren Ansprache das Mitgefühl und die Sympathien der k. k. Geographischen Gesellschaft für das tragische und heldenhafte Ende des großen Forschers und seiner Begleiter aus. Der Präsident der Royal Geographical Society, Earl of Curzon, betrachtete dies als eine besondere Aufmerksamkeit und sprach hiefür seinen Dank aus.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1912

Band/Volume: [56](#)

Autor(en)/Author(s):

Artikel/Article: [Kleinere Mitteilungen. 395-404](#)